



„Kultur des Kräftemessens“:
Sozialarbeiter Gilles Duhem
arbeitet in einem Multikulti-
Viertel in Berlin

Der Querulant

Der Sozialarbeiter Gilles Duhem kritisiert die Vergabe von Fördermitteln so scharf wie kaum einer. Die Auflagen seien Gift für Vereine. Duhem hat gut reden: Kürzlich hat Milliardärin Susanne Klatten seinem Verein knapp eine halbe Million Euro gespendet

TEXT Hilmar Poganatz

FOTO Roto Klav / archive.klav

D

Der Anruf bringt ihn aus dem Konzept. Schon wieder! Das Bezirksamt Neukölln ist am Apparat, eine Sachbearbeiterin will den Mann sprechen, der wahrscheinlich Berlins bekanntester Sozialarbeiter ist: Gilles Duhem, 49, ein in Berlin gestrandeter Franzose mit einem irre intensiven Blick. Um ihn herum: ein finsternes, vollgestopftes Büro im Erdgeschoss eines Sozialbauriegels aus den 1970ern. Draußen: die abgewohnte Rollbergsiedlung, in der die Hälfte der Bewohner ihr Geld nicht selbst verdient.

„Den Antrag habe ich doch gestern persönlich vorbeigebracht“, stöhnt Duhem. „Es ist schon der dritte Zahlungsabruf in Folge, und ich hatte ihn abgestimmt mit Ihrer Kollegin...“ Duhem sucht auf seinem Computer nach dem Dokument, wird nervös. Das Projekt „Rollberg bergauf“ ist angewiesen auf die Fördermittel aus dem Topf Soziale Stadt. Nur so kann es helfen, Jugendliche aus dem Viertel in Arbeit zu bringen. „Formblatt 6 ist veraltet?“, ruft Duhem jetzt in den Hörer. Dann müsse er das wohl noch mal ausfüllen: „Kafka lässt grüßen, und auf Wiederhör'n!“

Gilles Duhem sprengt so einige Sozialarbeiter-Klischees. Die meist türkisch- oder arabischstämmigen Jugendlichen in seinen Projekten nennt er „Patienten“. Seine allseits bekannte Strenge bezeichnet er selbst als „ostpreußisch“. Duhem führt mit den Menschen im Viertel keine Multikulti-Diskussionen, sondern macht klare Ansagen: „Anders geht es nicht, hier herrscht immer eine Kultur des Kräftemessens.“ Zuspätkommer ließ er schon mal auf den Koran schwören, ab jetzt pünktlich zu sein. Und als eine Schülerin von ihm Respekt für ihr Kopftuch verlangte, zog Duhem sich ein T-Shirt mit dem Aufdruck „gottlos und schwul“ an – und verlangte dasselbe von ihr.

Der Mann aus Paris, der an der Elite-Universität Sciences Po in Betriebswirtschaft, Finanzen und Politologie abschloss, hat sich früh gegen einen vorgezeichneten, standesgemäßen Lebensweg entschieden. Kurz nach der Wende kam er nach Berlin, wo er lange im Immobiliensektor arbeitete und vergleichende Großstadtforschung betrieb. Bis er dann 2002 als Quartiersmanager des Senats in den Rollbergkiez ging, im einstigen Ostteil der Stadt. Der eloquente Neuling machte sich schnell einen Namen. Die Kriminalitätsrate sank um ein Drittel; die Anwohner selbst leisteten 25 000 Stunden ehrenamtliche Arbeit pro Jahr. Zu dem gemeinnützigen Verein Morus 14, den er im Jahr 2003 mitgegründet hat, wechselte Duhem 2006, nach einem Streit mit der Stadtverwaltung. Dessen Auslöser: angebliche Formfehler in Formularen.

Duhems Groll über diese Trennung hält bis heute an. Das Telefonat mit dem Amt tut ein Übriges. „Terror!“, faucht er, „Das ist wieder der absolute Terror, so werden Projektmacher in Deutschland permanent gequält.“ Natürlich sei er nicht gegen Kontrolle, sagt der mit Auszeichnungen wie dem „Hauptstadtpreis für Integration und Toleranz“ dekorierte Aktivist, „aber es gibt Gelder, die Gift sind für Vereine. Auf die sollte man besser verzichten.“

Im Frühjahr 2016 war Duhem in den Schlagzeilen. Es ging um die Skala-Initiative von Susanne Klatten. Sie ist nicht irgendetwas. Die Unternehmerin gehört zu den

reichsten Deutschen, sie ist BMW-Anteilseignerin und nun hat sie bis zu 100 Millionen Euro in etwa 100 gemeinnützige Organisationen investiert. Davon gehen 450 000 Euro an Duhems Paten-Projekt „Fit und Schlau“, bei dem Mentoren eine komplette Grundschulklasse sechs Jahre lang betreuen. Viele würden denken: „Morus 14 hat jetzt ausgesorgt“, sagt Duhem. Dabei seien diese Mittel zweckgebunden: „Sie decken neue Aufgaben für ein neues Projekt und helfen nur zu einem geringen Anteil, die allgemeinen Kosten des Vereins zu finanzieren.“ Diese „Regiekosten“ seien „unsexy“, keiner wolle sie tragen – ihre Finanzierung entscheide jedoch über Leben und Tod eines Vereins.

Vereine wie Morus 14 gibt es in Deutschland viele. Sie engagieren sich für Flüchtlinge, kümmern sich um alte Menschen oder beraten selbstmordgefährdete Jugendliche. Die Mittel, um helfen zu können, beschaffen sie sich normalerweise, indem sie sich mit ihren Projektvorschlägen bei potenziellen Geldgebern bewerben – bei Bund und Ländern, Kommunen, der Europäischen Union oder Stiftungen. Der Markt, auf dem die Projektmacher sich dabei bewegen, ist groß und unübersichtlich. (siehe Kasten auf Seite 41) Häufig sind die Projekte kofinanziert. Dann investiert etwa die EU nur, wenn auch das Land eine Mittelzusage erteilt. Die Zuweisungen sind zweckgebunden und zeitlich begrenzt – viele Vereine müssen also ständig um Anschlussförderungen und neue Projekte ringen. Nur die wenigsten bekommen dauerhaft so viel Geld zusammen, dass sie jenseits der einzelnen Projekte den laufenden Betrieb aufrecht erhalten können. Als Geschäftsführer eines ständig existenzbedrohten Vereins sehnt sich Duhem deshalb nach nicht zweckgebundenen Spenden, damit er Mitarbeiter und tägliche Kosten langfristig und si-

„Alle sagen: Toll, was ihr tut
– aber keiner möchte uns
regelmäßig bezahlen“